

Arnold Thünker

Verlangen nach Freundschaft

Roman

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC-N001512

1. Auflage 2012

© 2012, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner
Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder
unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv: © Rudolf Linn, Köln

Autorenfoto: © Hans Günter Contzen

Gesetzt aus der Berling

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

ISBN 978-3-462-04472-0

DIE ANNOUNCE IN der New York Times klingt genau richtig. *JFK to Luxembourg. Ticket for cash.* Von einer offenen Telefonzelle am Washington Square ruft Jakob an. Eine hohe Männerstimme meldet sich, sagt, er solle vorbeikommen, es ließe sich etwas machen, aber er müsse sich beeilen, solche Geschäfte erledigten sich blitzschnell.

12th, Ecke Broadway lautet die Adresse. Die ganze Hausfront ist mit Pyramiden aus getürmten Kartons, Rollen und Ballen verstellt. Jedes einzelne Stück mit Hieroglyphen aus aller Herren Länder gezeichnet. Ein behäbiger Puertoricaner mit einer erloschenen Zigarre im Mund sitzt selbstzufrieden auf einem Hocker und verfolgt das Schauspiel der Straße. Nach einigem Zögern spricht Jakob ihn an. Vielleicht versteht er ihn nicht, aber plötzlich bietet er ihm eine elektrische Reiseschreibmaschine an, neuestes Modell, garantiert günstiger als bei den Ameisen in Chinatown. Und kubanische Zigarren in reinster Qualität, die gebe es nur bei ihm. Er spüre die Kräfte in den Fingern der Frauen, fühle die vollen Lippen, mit denen sie die Tabakblätter liebkosten.

Der aufgeweckte Geschäftsmann scheint nicht enttäuscht, als Jakob ihn wortlos stehen lässt, sich an ihm vorbeidrückt und durch den vollgestellten Hausflur

windet. Ein dämmeriger Korridor, am Ende wird es lichter. Die Gittertür zum Aufzugsschacht steht halb offen. *Out of Order*. Jakob nimmt die Treppe. Mit jeder Stufe wird es schäbiger. Haufen schwarzer Mülltüten schäumen Unrat, nur Jakobs Auftreten und windiges Rascheln ist zu hören. Auf den Stuckornamenten speckiger Staub, der sich bedrohlich aufgetürmt hat.

Zweiter Stock, am Ende des Ganges rechts, hatte die Stimme am Telefon gesagt. In der halb offenen Tür lehnt eine Gestalt und verdeckt mit ihrem Körper das Türschild. Als der Mann Jakob erblickt, grüßt er kurz und bittet ihn in sein Büro. Er nehme nur Cash, mit Schecks gäbe es meist Schwierigkeiten. Ein genaues Abflugdatum könne er heute noch nicht nennen, doch in den nächsten Tagen sicher. Dafür stehe er. Sein schwarzer Anzug schimmert, sein durchdringender Blick hat etwas von einem fanatischen Seher. Der starke Akzent macht es schwierig, den Mann zu verstehen, er spricht außerdem zu hastig. Er kaufe und verkaufe Tickets, natürlich müsse er auch ein bisschen verdienen. Ein Scharlatan sei er nicht. Seine Beziehungen zu wichtigen Airlines bestünden seit Jahren, eine solide Tradition, von der Jakob profitieren würde.

Der Mann setzt sich hinter einen Billardtisch, der fast den ganzen Raum einnimmt, nervös trommelt er mit den Fingern auf der ledernen Schreibunterlage, die das zerfetzte grüne Spieltuch kaschiert. Dem Tisch fehlt eine Bande. Die pechschwarzen Haare des Mannes sind mit Pomade straff nach hinten gekämmt. Kein Geruch geht von ihm aus. Jakob denkt, so einer muss riechen. Die Raumtemperatur ist angenehm, die Fenster blind,

und es ist leicht, in der feinen Staubschicht, über Papierstapel und Haufen vergilbter Zeitschriften hinweg, die spärlichen Spuren seiner alltäglichen Geschäfte zu verfolgen. Zwischen den Fensterstöcken steht eine türlose Holzkabine mit einem an der Wand installierten schwarzen Bakelittlefon. Ein Inventar, das in der Zeit stehen geblieben ist.

Plötzlich steht der Mann auf, bewegt sich ungeahnt geschmeidig zur Holzkabine, geradezu tänzerisch elegant. In einem herrischen Ton spricht er in den Hörer und behält Jakob im Auge. Nach einer Weile wendet er sich um, greift in die Tasche seines Jacketts, zieht einige Münzen hervor, wirft sie ein und dreht die Wählscheibe abermals. Jetzt spricht er verhalten und deutlich.

Ja, John Bless. Zwei müsse er haben, eines sei sicher. Danke. Natürlich zahle er im Voraus, man kenne sich doch. Persönlich, ja.

Er legt auf, stellt sich steif vor die Zelle und besinnt sich einen Moment.

Island Airline, ja, das sei die günstigste und begehrteste. Luxemburg via Reykjavik. Die Route sei meist ausgebucht. Die amerikanischen Soldaten mit ihren Familien, die noch lange in Europa stationiert sein werden, müssten bevorzugt behandelt werden. Sie kämpften für die Freiheit der zivilisierten Welt. Oft sei der Friede nichts für Nachbarn, und die Vereinigten Staaten müssten ihn wiederherstellen, egal wo. Ohne einen Zwischenaufenthalt gehe es meist nicht. Der Flughafen auf Island sei nichts als eine Holzbaracke.

Jakob wusste, wovon Mister Bless sprach, er war auf dieser Route vor einem Jahr in die Staaten eingereist.

Hatte zwei Tage auf der unwirklichen Insel zwischen Zoll, Bar und Toiletten gewartet, alles hinter einem langen Tresen, nur durch mehrsprachige Hinweisschilder abgetrennt. Davor die Sitzreihen mit den Gepäckburgen der Wartenden. Lustig war es gewesen, nur wer mit einer Flasche in der Hand nach draußen zum Luftschnappen ging, lief Gefahr, wegen versuchtem Schmuggel aufgegriffen zu werden.

Jakob zieht seine abgezählten Dollars aus der Tasche und legt sie auf das grüne Tuch. Mister Bless mustert ihn vorwurfsvoll. Jakob müsse feilschen, nicht gleich auf den ersten Vorschlag eingehen. Das sei kein Geschäft.

Trotzdem nimmt er das Bündel Dollar an sich und wie nach einer gewonnenen Pokerrunde legt er sie vor sich hin, mit der anderen Hand zieht er einen Stapel von einem fein säuberlich aufgetürmten Papier aus der Ecke unterm Fenster.

Also nach Europa wolle Jakob. Einen Gefallen müsse er ihm tun. Nach Deutschland, ein Deutscher, umso besser.

Mister Bless' Gesicht klart auf.

Nicht jedem könne er sein Skript anvertrauen, aber Jakob sei der Mann, dem er zutraue, es an Hollywood vorbeizuschmuggeln, dorthin, wo jeder begreifen wird, dass James Bond in Wirklichkeit ein Schwarzer sei. Wir hätten es in Amerika mit einer rücksichtslosen Filmmafia zu tun. Die steckten mit den Briten unter einer Decke. Faschistisch, das verstünde Jakob als Deutscher besser. Es wäre an der Zeit, das Drehbuch außer Landes zu bringen. Er fühle sich nicht besonders sicher. Jakob

sei der Mann, der es schaffen könnte. Ein aufregendes und lohnendes Geschäft.

Jakob hört stumm zu, versteht aber rein gar nichts. Beobachtet jedoch, wie der Mann nebenbei seine Dollars einsteckt.

Das Deckblatt werde er ändern, Jakobs Namen draufsetzen, damit keiner der Bluthunde seine Spur aufnehmen könne. Jakob nennt seinen vollen Namen. Der Mann meint, es sei ein guter Name. Seit Jahren müsse er sich in Acht nehmen. Endlich sei seine Anzeige erfolgreich. Er sei überzeugt, Jakob sei der Richtige, die Augen und die vornehme Zurückhaltung überzeugten vollkommen. Zwei Kopien des Skripts müsse Jakob mitnehmen, für alle Fälle. Alles würde gut enden. Jetzt gleich würde er zu seiner Frau gehen und ihr berichten, dass er endlich einen mutigen jungen Mann gefunden habe, der sein Skript sicher über den Atlantik bringen werde. Nach New Jersey müsse er rüber. Kein Umstand. Meist schaffe er es noch, bevor der Friedhof geschlossen werde. Seine Frau sei diejenige, die an ihn glaubt.

Nur eine Visitenkarte, aber keine Quittung händigt der plötzlich Eilige Jakob aus, zusätzlich drückt er ihm noch eine dritte Kopie seines Drehbuches in die Hand. Sicher sei sicher. Jakob solle in den nächsten Tagen um die gleiche Zeit wiederkommen, bis dahin hätte er ihm ein gültiges Ticket besorgt. In der Zwischenzeit solle Jakob *The Black James Bond* lesen. Keiner sonst dürfe es in die Hände kriegen, keiner auch nur ein Wort davon erfahren.

Jakob meint, Tränen in seinen Augen zu sehen. Mister Bless drückt ihm die Hand und huscht aus der Tür. Jakob

bleibt wie angewurzelt stehen, erst allmählich kommt er wieder zu sich, geht zum Telefon, nimmt den Hörer ab: kein Freizeichen, keine Verbindung, kein Operator. Im Schlitz klemmt eine Fünzigcentmünze.

Der Puertoricaner kennt den Mann vom Sehen, weiß aber nur zu berichten, dass eine alte Frau ihn jeden Tag zur gleichen Stunde abholt. So auch heute. Die Büros würden tageweise vermietet. Aber es gäbe einige, die seit Jahren von hier aus ihre Geschäfte machten. Hatte nicht das Telefon geklingelt, als Jakob das Büro verließ?

Jakob sitzt in einer Bar in der 42nd am Fenster, trinkt einen Kaffee nach dem anderen und raucht. Er ist zufrieden. Er hat es geschafft, er ist kreuz und quer durch die Staaten getrampt, nie hatte er einen Greyhound genommen. Von New York City bis Key West, hoch hinauf auf dem Highway One nach Alaska, durch den Mittleren Westen, schließlich zurück nach Manhattan. Okay, für den letzten Teil der Reise hatte er einen Bus genommen, von St. Paul nach Washington DC. *Jesus for Washington* hatte auf dem Bus gestanden. Linda, die er auf dem Weg kennengelernt hatte, weil sie eine Kaufhof-Tüte trug und er unbedingt Deutsch sprechen wollte, überredete ihn, denn bald würde es die ersten Herbststürme geben, da war Trampen in der Tat nicht die bequemste Art und Weise zu reisen. Der Bus war voller Studenten, die vor dem Weißen Haus demonstrieren wollten, um der Administration zu zeigen, dass der Glaube an Jesus stärker ist als alle Waffen der Welt. Eine nervige Tour, Beseelte, die ein Lied nach dem anderen sangen, vor lauter Glückseligkeit meinten, mit ihrem Singsang die Welt aus den Angeln

heben zu können. In Washington hatte sich Jakob gleich verabschiedet, die Menschenmassen ums Capitol waren ihm zu viel. Ein letztes Mal hatte er das Schild *German Student* gezückt, und sofort hatte ein Geschäftsmann in einem Oldsmobile angehalten und ihn mitgenommen. Das Schild war die ganze Reise hindurch eine Art Ticket gewesen. Trucker, die irgendwann mal in Deutschland in der Army gedient und sich von der Auslöse einen Truck gekauft hatten und ein paar Brocken Deutsch sprachen, nahmen ihn gerne mit, um ein wenig Unterhaltung zu haben. Von New Mexiko bis nach Seattle hatte Jakob nicht einmal am Highway stehen müssen, da es genug Trucker gab, die ihn selbstverständlich zum nächsten Truck weiterreichten. Per Funk wurde bei den Kollegen angefragt, welches Ziel sie ansteuerten, und wenn es passte, traf man sich an dem vereinbarten Truckstopp und übergab den freundlichen Deutschen.

Auf der Straße fasst sich Jakob in die Hosentasche und zieht eine Serviette heraus. Die Frau, die ihm eine Telefonnummer auf die Serviette notiert hat, hatte er in San Francisco getroffen. Betty war ungeheuer energisch. Eine Holländerin, die mit einem Diplomaten verheiratet gewesen war. Ihn verlassen hatte, weil sie das Getue, wie sie sich ausdrückte, nicht mehr ertragen konnte. Von da an zog sie umher, lebte in Hippiekolonien und liebte es, an den Zeremonien von Indianerstämmen überall im Lande teilzunehmen. In ihrem Kalender hatte sie alle wichtigen Zusammenkünfte eingetragen. Jakob traf sie auf der anderen Seite der Golden Gate Bridge, in der Nähe von Sausalito, wo man in verlassenen Marine-

häusern billig bleiben konnte. Mit ihr war er oft bei Sonnenaufgang über die Golden Gate gegangen, um den richtigen Wind zu spüren, der Bettys Meinung nach die Botschaften unserer Ahnen an uns mit sich trug. Jakob empfand den Wind mehr als kalt und unberechenbar denn als Boten ferner Nachrichten.

Ein Konzert von Frank Zappa war angekündigt. Betty wollte unbedingt hin, Zappa in San Francisco, das durfte man nicht versäumen. Doch weder Jakob noch Betty hatten genügend Geld für die Konzertkarten. Praktisch wie Betty war, hatte sie gleich die Idee, zum Jobbüro zu gehen und zu fragen, ob es irgendeinen Job auf dem Konzertgelände gebe. Es gab ihn, Eisverkäufer wurden noch gesucht. Ohne lange zu überlegen, steckten beide bald in einer bunten Schürze, hatten einen Bauchladen umgehängt und schoben sich durch die Reihen, um Eis zu verkaufen. Das Geschäft ging gut und die Musik war fantastisch. Zwei Tage lang hörten sie Frank Zappa live. Einen Joint brauchte es nicht, allein der Gang durch die Reihen genügte, reichlich Marihuana in die Birne zu bekommen, um mit der Leichtigkeit eines Mauerseglers das Eis an den Mann zu bringen.

Nach dem Konzert musste Betty weiter. Die Zunis in New Mexiko trafen sich mit anderen Stämmen, um an traditioneller Stelle ihre Tanzeremonien abzuhalten. Betty drückte Jakob noch eine Serviette mit ihrer Telefonnummer in Manhattan in die Hand.

Tatsächlich, gleich nach den ersten Klingeltönen hob sie ab.

Ja, sie sei in Manhattan, aber schon auf dem Sprung. Ein Bekannter, bei ihm bestehe eine Möglichkeit, er müsse zurück in der Stadt sein. Jakob solle einfach vorbeigehen. Faunus sei gerade nach Little Italy gezogen, könnte sein, dass das Telefon noch nicht freigeschaltet sei. Sie werde ihm aber eine Nachricht zukommen lassen und Jakob ankündigen. Auf einen Drink ginge nicht, sie müsse ihre Tour vorbereiten. Morgen wolle sie los nach Arizona. Prince Street 15, dort solle er hingehen. Wenn sie zurück sei, werde sie vorbeischaun, ihm einiges in der Stadt zeigen. Vielleicht könne man sich gemeinsam die stundenlangen Videos von Andy Warhol anschauen. Die Einladung sei kein Problem. Toller Ort, in einem stillgelegten Subwaytunnel. Adieu und schöne Grüße an den Grafen.

Und schon hatte sie aufgelegt.

JAKOB IST NERVÖS. Mister Bless konnte er die letzten Tage in seinem Büro nicht erreichen. Die verbliebenen Dollars in seiner Tasche hat er heute Morgen gezählt. Es wird knapp, wenn er nicht bald das Ticket bekommt. Ein kleiner Trost ist der Indian Summer, die Sonne ist noch so warm, dass er sich in den Parks herumtreiben kann. Heute hat es ihn in den Battery Park an der Spitze Manhattans verschlagen. Er hat stundenlang den vielen Uncle Sams zugeschaut, die versuchen, mit ein bisschen Musik und Improvisation Touristen zu beeindrucken. Die die Nationalhymne auf ihren zerbeulten Trompeten schmettern und einen Präsidenten aus Pappe als Partner fürs Erinnerungsfoto anbieten. Im Hintergrund Miss Liberty, die wie ein Honigkuchen der Verheißung ständig von Helikoptern umkreist wird.

Das Buch, das Jakob in der 12th aus der Kiste heimlich mitgenommen hat, ist kein wirklicher Trost. Um sich zu bewegen, hat er mit der Fähre nach Brooklyn übergesetzt. Hin und zurück. Er wollte in Bewegung sein und sich von denen unterscheiden, die von der Parkbank nicht mehr hochkommen.

Am Abend ist Jakob zur Prince Street gegangen. New York ist gradlinig in seinen Verschrobenheiten, die Straßen sind so angelegt, dass man schnell sein Ziel erreichen kann. Er hockt schon eine ganze Weile auf der eisernen Treppenstufe im dritten Stock. Mehrmals war er runter auf die Straße gegangen, schaute sich die Hausnummer an, um sicher zu sein, im richtigen Haus zu warten. Die Flasche französischen Rotwein, die er in der Lafayette gekauft hat, steht zwischen seinen Beinen. Die Zeit stockt. Das Flurlicht geht an und aus. Zuerst ist er öfters aufgestanden, um den automatischen Intervallen zu trotzen. Schließlich bleibt er einfach sitzen.

Es ist kühl im Treppenhaus, kein Wunder, die Haustüre lässt sich nicht schließen. Schon seit geraumer Zeit ist kein Mensch mehr aufgetaucht, der letzte hat sich vor etwa einer Stunde grußlos an ihm vorbeigezwängt. Ein ruhiges Haus. Dreckig wie all die alten Häuser, in denen der Landlord unsichtbar bleibt, ihn keiner kennt, nur die Bills in die Briefkästen werfen lässt.

Jakob beobachtet, wie eine kleine Armee von Cockroaches auf der Suche nach Weggeworfenem ausschwärmt. Kein Haus in dieser Stadt, wo die kleinen Racker nicht allgegenwärtig sind. Jakob hat den Ekel verloren, seit er in einer Absteige in New Orleans zugeschaut hat, wie eine Armee von Termiten die Schublade in einem Schreibtisch buchstäblich in einer Nacht weggefressen hat.

Schritte, die fahle Lampe über Jakob leuchtet auf. Er lehnt sich über das Treppengeländer, um zu sehen, wer da kommt. Wenn dies nicht dieser Graf, dieser Faunus ist, gehe ich, sagt er leise zu sich selbst. Er hat es schon

öfter gesagt. Ein Kopf mit lockigem braunem Haar taucht auf, eine Hand auf dem Geländer, großgliedrige Finger, am rechten kleinen leuchtet ein mit Gold eingefasster Siegelring. Der Mann trägt einen Smoking, die Fliege zappelt aufgebunden. Er ist ein hochgewachsener Mann, der eine auffallende Hornbrille trägt. Die Gestalt nähert sich. Jakob rückt einige Stufen hoch, statt aufzustehen, so wenig Hoffnung hat er, dass dies der Mann ist, den er schon vor Stunden erwartet hat. Doch der bleibt vor der richtigen Türe stehen und sucht in den Hosentaschen nach dem Schlüssel, er schwankt ein bisschen im Stehen. Das ist er. Drei Schlösser, er hat Mühe, es dauert. Jakob richtet sich auf.

Bitte entschuldigen Sie, sind Sie Faunus von Harenberg? Ich soll Sie von Betty grüßen. Sie hat mich geschickt.

Gemächlich dreht der Mann sich um. Er lächelt.

Ja, der bin ich. Oje, Betty hat mir gesagt, dass Sie kommen werden. Entschuldigen Sie, ich bin nicht vorbereitet, es war eine mäßige Show und ein langes Dinner. Und die alten Damen wollen nach Hause gebracht werden. Einen Moment bitte.

Die Tür klemmt.

Dieses Haus lässt wirklich zu wünschen übrig. Ich bin erst vor Kurzem hier eingezogen. Verzeihen Sie, es ist noch nicht behaglich. Treten Sie doch bitte ein. Sie sind also der Jakob?

Jakob zögert, tritt einen Schritt zurück. Vor seinen Augen ein schwarzes Universum; alles ist schwarz – nur der Tisch in der Mitte des Eingangszimmers wirkt freundlich. Wie angewurzelt steht er in der Türe. Das

ist mehr als unheimlich. Jakob traut sich nicht einzutreten, ihm fehlt auch der Mut, auf geradem Wege zu verschwinden.

Bitte entschuldigen Sie, Betty ist eine prachtvolle Frau, so fürsorglich zu jedem. Bitte schließen Sie doch die Türe.

Jakob tritt ein, und Faunus von Harenberg verschwindet in einer schmalen Kammertür gleich beim Fenster. Mit der Flasche Wein in der Hand folgt Jakob dem schwachen Straßenlicht, das in den hohen Räumen schaukelt. Draußen frischt der Wind auf. In der Kammer geht die Spülung, der Mann im Smoking erscheint wieder. Wäscht sich die Hände in dem Waschbecken unter einem hohen gold gerahmten Spiegel.

Verzeihen Sie mein Deutsch, es ist in die Jahre gekommen. Ich besuche Deutschland recht selten auf meinen Reisen durch Europa. Ich liebe Italien. Nun, Sie suchen eine Bleibe. Setzen wir uns doch und trinken ein Gläschen. Nennen wir uns beim Namen, ich bin Faunus.

Jakob überreicht die Weinflasche.

Es freut mich, dass es noch aufmerksame junge Leute gibt.

Faunus nimmt die Flasche, stellt sie ab und greift zu zwei Kristallgläsern und einer angebrochenen Flasche Wein.

Jakob setzt sich an den Tisch. Faunus stellt einen sechsarmigen Silberleuchter auf und zündet die Kerzen an. Ein wohlwollendes Licht in diesem schummrigen Raum erstrahlt. Der schwarze Wasserhahn über der frei stehenden Badewanne tropft einen penetranten Takt.

Ja, ein Banause muss hier gelebt haben. Die Leute

lassen einfach alles zurück und verschwinden. In Manhattan ist man schon verschwunden, wenn man um die Ecke biegt. Ich lebe schon lange in dieser Stadt. Big Apple hat auch seine schlampigen Seiten. Ich freue mich, dass du gekommen bist. Zum Wohle. Auf Betty, die gute Fee, die mir erzählt hat, dass du gestrandet bist. Vielleicht hast du ja Glück und bekommst das Ticket noch rechtzeitig.

Beide trinken in großen Schlucken. Die Kristallgläser glitzern ruhig und abwartend.

Ja, wenn du möchtest, kannst du bleiben. Ich werde die Tage verreisen und wenn ich zurück bin, wird das Apartment renoviert werden. Es ist alles so primitiv, aber ich habe Pläne. Eine Tante von mir lebt auch in der Stadt. Wie sagt man auf Deutsch, eine Erbtante. Vorläufig könnte ich dich in der Bibliothek unterbringen. Ich bin froh, wenn jemand da ist, wenn ich heimkehre. Warum bist du nach Amerika gekommen?

Jakob erzählt von seiner Reise und dass er vor zwei Wochen mit einem Bus von Minnesota nach New York City gekommen sei, um nach Hause zu fliegen. Von der riesigen Menschenmenge mit lauter Erleuchteten, die ihm Angst gemacht hatte.

Faunus lacht laut.

Ja, wenn Amerikaner gläubig sind, dann mit einer grenzenlosen Inbrunst, dann sind sie nichts als naive, trotzig Kinder.

Faunus gießt die Gläser voll.

Die Nacht ist weit fortgeschritten und bald sprechen sie über Bücher. Erzählen einander von der Bibliothek ihrer Herzen. Entdecken darin Jean-Paul Sartres Thea-

terstück *Das Spiel ist aus* wieder. Sind fasziniert von der Idee, dass die Toten zwischen uns herumlungern und die Lebenden an ihre gegebenen Versprechen erinnern. Faunus hat das Stück mehrmals auf verschiedenen Bühnen gesehen, Jakob nur gelesen. Faunus merkt an, dass ihm jahrelang der Satz *Die Hölle, das sind die anderen* nicht aus dem Kopf gegangen sei. Heute lässt er sich auf solch zugespitzte Äußerungen nicht mehr ein, sie halten das eigene Leben nur auf.

Mitten in der Nacht fährt unterm Fenster ein Müllwagen vor, die blechernen Mülltonnen scheppern. Das sind die Hähne von Manhattan, auf ihre Art genauso unerträglich laut wie die Federviecher, die auf Misthaufen in den Sonnenaufgang hineinkrähen.

Zwischen Worten und Wein wächst Vertrautheit, eine, die jetzt schon weit reicht. Aber es ist nicht nur der Wein, der Flug der Themen, es ist von Anfang an ein Meister mit seinem Schüler. Ein begieriger Schüler, der sich vor allem mitreißen lässt, ein ruhiger Meister, der den eigenen Worten folgt und zuhört. Gemeinsam sind sie außer sich.

Die Sonne ist aufgegangen, der Tag angebrochen, als Faunus Jakob verabschiedet. Jakob läuft durch die Straßen Manhattans mit der Gewissheit, die er so nicht kennt: alles ist seins, ohne es festhalten zu müssen.

DER GRAF SCHAUT aus dem Fenster seines neuen Apartments. Er ist erst vor Kurzem aus Rom zurückgekehrt. Prince Street zur Bowery hin, hatte Susi ihm am Telefon gesagt. Little Italy, nahe Chinatown. Wunderbare Gegend. John hat es für dich gemietet.

Faunus ist gerührt. Nach der langen Reise ist er nun endlich wieder in seinen eigenen vier Wänden. Selbst die schweren Bücherkisten haben John und Susi hierher schaffen lassen. Auch die ungerahmte Leinwand mit dem liegenden Akt hat jemand an einem zufälligen Nagel aufgehängt. Ein Faun, ausgestreckt auf einem blauen Tuch. Der Kirschbaumtisch aus London steht unversehrt da. Es ist wichtig, gute Freunde zu haben. Es ist noch besser, wenn sie reich und unkompliziert sind. Doch Faunus hat auch einen Freund verloren. Susi meint, einen Liebhaber. Hier in der Prince Street wird er ein neues Leben beginnen. Noch heute wird Jakob bei ihm einziehen, er ist auf dem Weg, seine Sachen zu holen.

Jakob will nicht so früh beim Grafen auftauchen. Mit dem Koffer in der Hand spaziert er durch Little Italy, freut sich, in solch einer Gegend eine Unterkunft gefunden zu haben.

Auf der Straße haben die Italiener vor ihren Läden und Hauseingängen Schattenburgen errichtet. Sie sitzen in Grüppchen, als säßen sie auf einem Dorfplatz irgendwo auf Sizilien, um in der angenehmen Wärme ein bisschen dösen zu können, wie erschöpfte Schmetterlinge, die die Farben ihrer Umgebung angenommen haben. Sie haben sich einen Platz gesucht, von dem sie eine Weile nicht aufflattern müssen, wo sie innehalten inmitten der Bilderfluten der rasenden Metropole. Den Hut ins Gesicht gezogen, ein paar hingeworfene Worte und erloschene Zigaretten im Mundwinkel. Kinder, die sich keinem Wetter ergeben, in den Augenwinkeln der Alten herumtollen, als gehörte ihnen die Welt ganz alleine. Prince Street ist ihr Bezirk in der maßlosen Stadt. Ihr Dorf, in dem sie sich lieben, sich streiten und hoffen, im letzten Moment nach Italien zurückkehren zu können, um in der Heimat Erde begraben zu werden. Von alledem erzählen sie sich endlose Geschichten, backen ihr eigenes Brot und trinken Wein von heimatlichen Hängen dazu. Die Familie lebt hier zusammen und wird von der Familie geschützt. Berichtet die New York Times aus dieser Gegend, dann ist der Bericht nie vollständig. In Little Italy werden die Geschichten zu Ende geschwiegen.

Prince Street ist keine große Straße, die meisten Brownstonehäuser haben nicht mehr als sieben Stockwerke. Die Feuerleitern sind von blätternden Farbschichten überzogen, als wären sie die Jahresringe der Zivilisation. Auf den Stiegen stehen allerlei Gefäße mit blühenden Blumen. Darunter hängen Schilder und Lichtreklamen. Ein Himmel voll leuchtender Geschäftsideen, so lange sichtbar, bis der Nächste sie mit einer

neuen Idee überpinselt. Das Dunkle steht hier gegen das Helle. Doch die alten Schatten scheinen durch. Ihr Charme ist Teil der Geheimnisse dieser Stadt.

Am Ende der Straße, auf der Bowery, in der Nähe des letzten jiddischen Theaters, quellen zum Wiederverkauf gebrauchte Ladentheken, begehbare Gefrierkammern, Grillgeräte für Restaurants, Berge von Geschirr aus den Läden auf den Gehsteig. Nachts lagern Gestalten zwischen den Dingen. Unbehauste Männer und Frauen, die sich nicht nach Little Italy hineinwagen. Wenn frühmorgens die schweren Eisenläden der Geschäfte hochgezogen werden, erheben sie sich wie in Trance und machen sich widerwillig auf den ruinierten Pfad ihres Lebens. Selbst die Neuen unter ihnen, die das Getriebe der Stadt hierher gespült hat, spüren die unsichtbare Grenze. Und die jungen Italiener haben Spaß an der Jagd nach Verirrten, von der die Alten sagen, es geht um die Ehre.

Erst jetzt bemerkt Jakob, dass aus den Fenstern Fahnen hängen, bunte Stickereien ausgebreitet sind, farbige Laternen und Lichterketten baumeln. Der heilige Rocco wird gefeiert. Der Patron der Mulberry Street. Im Parterre von Faunus' Haus, in einem alten Ladenlokal, gibt es einen italienischen Club. Faunus hatte Jakob gestern Nacht erzählt, dass die alten Herren aufgeschaut hätten, als er, der hochgewachsene und gut gekleidete Mann, aus dem Yellow Cab stieg, er sie in ihrer Landessprache achtungsvoll grüßte und auf ihre Fragen mit den traditionellen Formeln ihrer Heimat antwortete. Es ist gleichgültig, was sie über den Herrn mit dem Lockenkopf und Hornbrille spekulieren, er ist auf jeden Fall

einer, mit dem man in der eigenen Sprache sprechen kann. Der wohl weiß, dass Little Italy ein Ort ist, wo die Kirche im Dorf steht. Mag das Dorf auch mitten in Manhattan liegen. In der neuen Straße des Grafen überwiegen die Familien aus dem Westen Siziliens. Die Dorfgemeinschaften wohnen in einem Block und verehren ihren eigenen Dorfheiligen. Hier im Club der Westsizilianer steht eine ausgediente Schaufensterpuppe als Santa Maria im rosa Brautkleid. Eingepfercht in einem ausgedienten Uhrkasten, lächelt sie wie eine beglückte Heilige. Die kitschigen Lichterketten leuchten in nervösen Intervallen zu der strahlenden Glückseligkeit der Maria. An den Tischen wird Karten gespielt, die La Gazzetta dello Sport gelesen und die Angelegenheiten der Familie debattiert.

Auf dem Anrufbeantworter des Grafen begrüßte bisher die Stimme Carusos den Anrufer. Es wird wieder so sein. Faunus hat Pläne für die Räume. Pläne, abermals in New York City von vorne zu beginnen, und dazu gehört vor allem ein freigeschaltetes Telefon. Und wenn es installiert ist, wird er es oft verfluchen. Tagelang den Hörer nicht abnehmen. Der Anrufbeantworter ist für ihn wie ein stummer Diener aus alten Zeiten, eine höfliche Bastion gegen das Geschwätz und die Aufdringlichkeit der geschäftigen Menschen, die seinen Müßiggang ruhig für eine barocke Marotte halten dürfen.

Faunus wartet auf einen Monteur von Mama Bell, aber der Mann der Telefongesellschaft ist bisher noch nicht erschienen. Eine Flasche Rotwein steht offen vor ihm.

Er nimmt ein Kristallglas aus einer der beschrifteten Kisten und gießt sich den blutroten Chianti ein. Es ist früh am Tag.

Die prall gefüllten Bücherkisten bilden noch eine Mauer im sonst leeren Apartment. Die Wände der Zimmer sind allesamt schwarz, die Fenster schmutzig. Es gibt nur einen Platz sich zu setzen, an den Tisch in der Küche. Der Tisch schmiegt sich in die Räumlichkeit des Apartments aus dem letzten Jahrhundert. In diesem beschnittenen Teil der herrschaftlichen Großbürgerwohnung, die die Landlords schon vor Jahrzehnten effizient aufgeteilt haben, zeugt vorderhand nichts mehr von der ehemaligen Großzügigkeit. Nur der schmale massive Einbauschrank mit seinen farbigen Milchgläsern, die frei stehende Badewanne auf eigenen Füßen und das robuste Emaillewaschbecken unter dem großen fleckigen in Gold gerahmten Spiegel lassen einen gutwilligen Betrachter vergangene Zeiten erahnen. Für Faunus wird dieser Raum, den man gleich vom Treppenhaus betritt, der Empfang sein. Eine Badewanne im Empfang, das ist originell.

Was denkt der junge Deutsche wohl von ihm, der bei ihm unter solch primitiven Umständen unterkommt?

Ein Barbar muss in diesen Räumen gehaust haben. Alles ist schwarz gestrichen. Selbst die Wasserhähne. An den hohen Decken baumeln lange Bahnen eines violetten Stoffes. Vatikanische Düsternis, die an dunkle Verliese der heiligen Stadt gemahnt. Wo stand der Altar, wer war Gott, wer Opfer? Ein gespenstiges Refugium, für was? Faunus entdeckt einen fremden Koffer vor der Türe

zum kleinen Schlafrum, gleich neben der Badewanne. Er steht auf, hievt den Koffer auf den Tisch. Der geschundene schwarze Koffer ist verschlossen. Unbeholfen hantiert er am Schnappschloss. Es lässt sich nicht öffnen. Empört wirft er den Koffer auf den Boden und tritt dagegen. Der Riegel springt auf. Faunus reißt am Deckel. Er begreift, welcher Gott hier regiert hat, was in diesen Räumen zelebriert und getrieben worden ist. Das Handwerkszeug eines Sadomasochisten purzelt auf den Boden. Ein Klempner, wie er die Menschen nennt, die den Schmerz zur Lust machen. Soll er den Koffer mit- samt dem Lederzeugs, Knebeln, Ketten und Peitschen am helllichten Tag auf die Straße stellen und beobachten, wer zugreift? Oder soll er ihn als amüsante Beute mit ins Casa Paco schleppen? Den Freunden an der Bar einen Spaß gönnen? Sie werden da sein, einige sind immer da. Die Amsterdamer, die die Niederlande verfluchen und denen Amerika zu konservativ ist. Er hört Eric Bloom palavern: Manche Leute glauben, Gewalt sei sexy. Eric wird den Koffer haben wollen, um einen weiteren Beweis für den Fall der Menschheit in seiner Readymade-Kunst einbauen zu können.

Faunus greift zum Telefon. Die Leitung ist tot. Er muss lachen, alles ist noch so umständlich. Er will nicht untätig sein und schlägt seine Agenda auf. Wenn jemand alleine lebt, ist es leicht, eine Woche vor- oder zurückzublättern, sein Leben hin- und herzuwenden. Auf den karierten Blättern ist noch kein Termin notiert. Nach dieser Italienreise muss er ganz von vorne beginnen.

Ein Blatt Papier flattert zu Boden. Das Telegramm, die